Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 7

Zum neuen Jahr

Von Eduard Mörike.

Wie heimlicherweise
ein Engelein leise
mit rosigen Füßen
die Erde betritt,
so nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
ein heilig Willkommen,
ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
der Monde und Sonnen
an blauen Gezelten
des Himmels bewegt.
Du Vater, du rate,
lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt!

Der Kalender.

Von Clara Arnsohn.

Schon von Urzeiten an hat der Mensch seine Zeit nach dem Umlauf der Gestirne eingerichtet, und man könnte eigentlich die alten Priester, die zugleich Sternkundige waren, die ersten Kalendermacher nennen. — Der richtige Kalender aber, der seinen Namen von dem lateinischen Wort „Calandae", d. h. der erste Tag eines jeden Monats, erhielt, ist Ende des 15. Jahrhunderts entstanden, und die fast zu derselben Zeit erfundene Buchdruckerkunst hat ihm gleich zu großer Verbreitung verholfen.

Der Mondmonat und das Sonnenjahr waren die Zeiteinheiten, deren sich die verschiedenen Völker des Altertums in ihrer Zeitrechnung bedienten. So rechneten die Aegypter nach dem Sonnenjahr, das 365 Tage zählte. Es war in 12 Monate zu je 30 Tagen eingeteilt, denen noch 5 Ergänzungstage folgten.

Die Griechen hingegen hatten, wie die Geschichte berichtet, Mondmonate, von denen 12, 6 zu je 30, 6 zu je 29 Tagen, ein Jahr ausmachten. Um das bloß aus 354 Tagen bestehende Jahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen, wurde von Zeit zu Zeit ein Schaltmonat eingefügt.

Der römische Kalender zeigt ursprünglich nur 10 Monate von ungleicher Länge. Sein Jahr begann mit dem März, und seine Monate hießen: Martius, Aprilis, Majus, Junius, Quintilis, Sextilis, September, Oktober, November, Dezember. Doch schon Numa Pompilius, ein römischer König, der um 700 vor Chr. regierte, führte das Mondjahr mit 355 Tagen ein und teilte es in 12 Monate. Er fügte nämlich noch Januarius und Februarius hinzu. Da aber die Zeitrechnung durch willkürliche Einschaltungen in völlige Verwirrung gebracht wurde, ließ Julius Cäsar i. J. 46 v. Chr. die Zeiteinteilung grundlegend ändern. Bei dem von ihm eingeführten Julianischen Kalender, nach dem noch bis zur Revolution in Rußland gerechnet wurde, erhielten 3 Jahre 365 Tage, das vierte aber 366 Tage, wodurch sich ein Durchschnitt von $365^1/_4$ Tagen ergab. Weil das richtige Sonnenjahr aber nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden, also nicht ganz $365^1/_4$ Tage hat, entstand nach und nach eine immer größer werdende Differenz, die bis zum Jahre 1582 auf 10 Tage angewachsen war. Papst Gregor führte deshalb — nachdem die Julianische Zeitrechnung ca. 1600 Jahre bestanden hatte — eine genauere ein, bei der zunächst die 10 Tage ausgelassen wurden. Außerdem wurde die Einschaltungsmethode so verändert, daß die Jahre 1700, 1800 und 1900 keine Schaltjahre waren, sonst aber jedes Jahr, dessen Zahl sich durch 4 teilen läßt — also für jedes 4. Jahr — einen Schalttag, den 29. Februar, erhielt.

Fast alle Völker Europas rechnen jetzt nach diesem Kalender, der nach seinem Gründer der „Gregorianische" genannt wird; man hört allerdings von Bestrebungen, das Jahr in 13 gleich lange Monate zu teilen.

Denkt, dann müßtet ihr jährlich einen Monat länger zur Schule gehen, aber es wäre nicht gar zu schlimm, denn die Monate wären natürlich auch kürzer!

Palmin-Post-Malwettstreit!

Jeder Packung des echten Palmin von Dr. Schlinck liegt z. Zt. außer der „Palmin-Post" eine besondere Vorlage für den Malwettstreit bei. Beteiligt euch daran! Es winken schöne Preise!

Von Richard Coozmann.

Zeichnung von Professor H. Stockmann.

Das alte geht, das neue Jahr
Nachdrängend über die Schwelle tritt:
So reißt, abwechselnd immerdar,
Die alte die neue Welle mit.
Und mag auch Welle auf Welle vergehn,
Der Fluß wird bleiben und wandeln,
Und mag ein Jahr auch schnelle verwehn,
Es bleibt dein Schaffen und Handeln.

Und was das Vorjahr nicht erfüllt,
Das Träumen und Sinnen, mit Schmerz erstrebt:
Des neuen Jahres Licht enthüllt
Vielleicht, was tiefsinnen das Herz durchbebt.
Nein! scheltet nicht mit der rollenden Zeit,
Was sie auch im Schoße geborgen,
Denn wenn ihr heut noch die Grollenden seid,
Vielleicht seht das Große ihr morgen!

Drum in der letzten Stunde laßt
Den sinnenden Blick nicht schweifen zurück.
Die Zukunft mit frohem Munde laßt
Uns grüßen — sie kann uns greifen das Glück.
Und mögen auch rauschend die Wogen gehn,
So laßt sie nicht tatlos verfließen:
Nie wird sich das Herz betrogen sehn,
Weiß sich's der Zeit zu erschließen.

Abendandacht im Winter.

Von Richard Soozmann.

Aufragt zum Himmel im Winterkleid,
Ein Sinnbild der Erhabenheit,
Der Berg mit Graben und Zinken,
Die im Abendschimmer blinken.
Und die Häuschen ruhen, dicht-dichtverschneit,
Im Schutz des Berges weit und breit,
Indes mit leisem Winken
Der Kirchturm wie ein steinern Gebet
In der weißen, weißen Leere steht,
Als lade er die Frommen,
Zur Abendandacht zu kommen.

Nach einem Gemälde von Karl Keßler.

Es schlägt elf. Laut dröhnen die Schläge vom hohen Turm her über die Winterlandschaft. Die letzte Stunde des Jahres hat begonnen.

Vom Himmel gucken goldene Sterne auf die Wohnstätten der Menschen herunter, auf Freud und Leid, auf Glück und Elend der Menschenkinder.

Da taucht auf der einsamen, mondbeleuchteten Ebene eine Gestalt auf. Am Horizont stieg's erst langsam empor, wie im Nebel verschwimmend, und mit Eilschritten kommt's näher. Deutlicher und deutlicher werden die Umrisse — eine alte Frau mit flatterndem, weißem Haar, den Rücken gebeugt unter drückender Last. Sorgenvoll und trübe schaut ihr mattes Auge in die Weite über das dumpfe, öde Feld.

Jetzt steht sie an der Grenze. An dem tiefen Graben, der seine zackigen Ufer hinter schneebehangenem Dornstrauch verbirgt. Mit einem Ruck richtet sie sich auf, ihr Körper ruht auf dem Stock in ihrer Hand.

Und plötzlich flammt es auf. In der Ferne durchbricht ein Lichtstrahl, klein und zuckend zuerst, das Grau des Horizonts.

Die Alte hebt die Hand über das starr blickende Auge, als ob sie es schützen müsse vor dem Glanz, der da entstanden und immer mächtigere Wellen von Licht über das Firmament und die Landschaft ausflutet, bis alles gebadet ist in Silberschein und strahlendem Schimmer.

Und aus dem Glanz, der die Sterne verdunkelt, tritt ein Kind hervor, ein Mädchen mit leuchtendem Strahlenkranz um das Haupt, holdselig und reizend wie ein vom Himmel gesandter Engel. Freundlich schwebt die hehre Lichtgestalt näher, jetzt steht sie an dem Ufer.

Immer noch schaut die Alte auf das liebliche Bild, auf die mit offenen Armen ihr nahende Maid.

Und abwehrend streckt sie die Hand aus.

„Bleibe dort", ruft sie mit müder Stimme. „Bleibe dort, du Glückliche."

Aber das Mädchen schüttelt das Köpfchen mit dem Goldhaar.

„Mütterchen“, antwortet sie, „ich bin jung und kann dir helfen, daß du nicht auf deinen Stab gelehnt weiter wankst, daß du deine Last ablegen kannst. Aber noch mußt du warten, bis ich hinüberkommen und dich stützen kann, kurze Zeit noch, bis der Hammer dort unten auf dem Glockenstuhl zum Schlage ausholt. Denn siehe, ich bin das neue Jahr.“ — „O, du Glückliche“, seufzt die Alte. „Wie lange willst du in überschäumender Jugendkraft so sprechen. Zwölf Monde und du wankst ebenso wie ich der Vergessenheit zu. Die Stütze der Menschen, so lange du lebst — und dann — —

„Aber Mütterchen“, scherzt die Kleine. „So warte doch, du wirst ja immer kleiner und winziger.“

Und mit einem kühnen Schwunge überfliegt das Mädchen den Grenzgraben, der sie von der Alten trennt.

Doch die Alte wehrt sich.

„Geh von mir, du neues Jahr — — ich muß dir weichen. Wer ich bin? Ich bin das alte Jahr, das jetzt die Hoffnungen der Menschen zu Grabe trägt. Geh von mir, ich hasse dich!“

„Und ich liebe dich, Mütterchen“, ruft das im Himmelsglanz strahlende Kind. „Die Hoffnungen der Menschen, die du zu Grabe tragen möchtest, hebe ich auf und schreite mit ihnen von neuem in den ewigen Kreislauf der Zeiten, mit schöneren Plänen zu neuen herrlichen Zielen. Mütterchen, gib mir die Hoffnungen der Menschen zu eigen —.“

Es klingt dumpf vom Glockenstuhl. Die Heide ist noch immer vom Glanz des neuen Jahres geblendet. Hinter dem Ufergebüsch verschwindet lautlos ein Schatten. Das neue Jahr aber schreitet unter Glockenschall und Jubelsang rüstig seine Bahn dahin.

„Möge so alles mit leichter Mühe überwunden werden“, jubelt es und blickt dem Schatten der Alten nach.

Das war zwar ein unfreundlicher Abschied von ihm. Dennoch ruft es: „Geh hin, du Mißmutige, ich zürne dir nicht, aber ich nehme den Kampf auf und trage die Kraft des Trostes in die Herzen der Menschen, die mich heute noch begrüßen.“ — —

Der letzte Glockenschlag ist leis verhallt. — —

Und der liebe Gott segnet das neue Jahr! — —

Deutsche Stunde

Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Fremde Eindringlinge in unsrer Muttersprache. (4. Fortsetzung.)

In unsrer Sprache wimmelt es von Fremdlingen, von zugewanderten Ausländern; denn unzählige Wörter, die wir täglich gebrauchen oder lesen, sind gar nicht von unsern Vorfahren gebildet worden. Würde ich alle fremden Bestandteile aufzählen, so würdest du staunen, einmal über die große Zahl; denn ich könnte mit Leichtigkeit alle Seiten dieser Coco-Nummer füllen, dann aber auch über die von mir als Fremdlinge bezeichneten Wörter selbst. Daß die vielgebrauchten Wörter Automobil, Appetit, Pullover, Thermometer, parallel, eventuell und viele andere keine deutschen sind, siehst und hörst du ja sofort. Was sagst du aber, wenn ich dir diese als fremde Eindringlinge vorstelle: Tasse, Pfanne, Kanne, Korb, Kiste, Tisch, Fenster, Mauer, Ziegel, Keller, Kammer, Tafel, Schule, Straße, Stiefel, Brief, Butter, Zucker, Semmel, Zwiebel, Katze, Esel, Kirsche, Birne, Veilchen, Schmetterling, Schürze, Pfund, kaufen, schreiben, opfern, Berlin, München, Dresden, Köln, Stettin, Breslau usw.?

Du wirst verwundert fragen: Das sollen keine deutschen Wörter sein? Was bleibt denn da von der deutschen Sprache überhaupt noch übrig? Nun, unter rund 500 000 deutschen Ausdrücken zählen die artfremden immerhin nur nach Tausenden, und dann müssen wir bei diesen wieder zwei Gruppen unterscheiden. Die zuerst genannten, die sich sogleich am Klang, an Aussprache und Schreibweise als undeutsche erkennen lassen, heißen Fremdwörter. Die der zweiten Gruppe aber, denen man die fremde Herkunft gar nicht mehr anmerkt, nennen wir Lehnwörter, weil sie aus fremden Sprachen entlehnt, entliehen, geborgt worden sind. Sie haben in unsrer Sprache Heimatsrecht erlangt, haben längst ihr fremdes Kleid abgestreift, haben deutsche Aussprache, Rechtschreibung und Betonung angenommen und sich den deutschen Sprachgesetzen gefügt.

Diese Erscheinung treffen wir in allen Sprachen an; auch deutsche Wörter sind in fremden Sprachen heimisch geworden. Daß wir so viele Lehnwörter haben, macht uns keine Schande. Sehr beschämend ist aber für uns die große Zahl wirklicher Fremdwörter, mit denen unsere Sprache — auch heute noch! — gespickt ist! Ich rede gar nicht von den Fremdwörtern, die als sogenannte Fachausdrücke in den verschiedenen Wissenschaften, in der Technik, Industrie und Heilkunde usw. aus bestimmten Gründen notwendig und nicht zu umgehen sind; aber trotzdem bleiben noch Hunderte übrig, die ohne Mühe und Nachteile durch gute, leichtverständliche deutsche Ausdrücke ersetzt werden könnten. (Davon später einmal mehr!)

Es hat in der deutschen Geschichte Zeiten gegeben, in denen unsere Muttersprache geradezu mit Fremdwörtern überschwemmt, ja verseucht worden ist. Mehrmals kam es sogar so weit, daß sie gänzlich verachtet und beiseite geschoben wurde! In der ahd. Zeit und ein zweites Mal im 15. und 16. Jahrhundert war das Latein die „Muttersprache" der gelehrten Stände. Der Rektor einer Lateinschule bestimmte (um 1500): „Ihrer deutschen Muttersprache sollen die Zöglinge sich nicht bedienen (!), sondern die lateinische Sprache anwenden, wenn sie mit Professoren oder Altersgenossen oder anderen Gebildeten sprechen." Um 1700 aber wurde an Fürstenhöfen, in Adelskreisen und vornehmen Bürgershäusern Deutschlands nur — französisch gesprochen!

Wie sehr zeitweise unser gutes Deutsch mißhandelt worden ist, siehst du an den folgenden Zeilen aus dem 17. Jahrhundert. (Was der „Dichter" sagen wollte, wirst und sollst du gar nicht verstehen; du sollst vielmehr nur einen Eindruck von der widerlichen Sprachmengerei bekommen.) Ein Herr schreibt an eine Dame: „Reverierte Dame, Phönix meiner Ame, gebt mir Audienz, Eurer Gunst Meriten machen zu Falliten meine Patienz. Ach, ich admiriere und considerire Eure Violenz. Ihr seid sehr capable, ich bin peu valable ..." ja, und du — bist vielleicht schon vor Schreck vom Stuhle gefallen, drum will ich mich mit dieser kurzen Probe schauderhafter Sprachverhunzung begnügen.

Glücklicherweise besann sich das deutsche Volk von Zeit zu Zeit auf seine Würde und warf die meisten Eindringlinge über Bord. Wie viele überflüssige Fremdwörter sich heute noch in unsrer Muttersprache herumtreiben, kannst du leicht feststellen, wenn du nur eine einzige Zeitungsseite daraufhin durchsiehst. Ich habe es auch soeben getan. In den Anzeigen einer Seite fand ich — 174 Stück!

Das nächste Mal sollst du erfahren, wie und von wem die vielen Lehnwörter zu uns gekommen sind. (Fortsetzung folgt.)

Die Rodel-Eisenbahn.

R. Zoozmann.

Holla da unten! Vorgesehen!
Der Schlitten-Zug kommt gesaust!
Da heißt es, aus dem Wege gehen,
Denn blitzschnell kommen wir gebraust. —

So flott wie Gustel und der Frieder
Fliegt keiner zur „Station" hinab,
Dann gehts aufs neu bergan im Trab
Und abwärts mit dem Schnellzug wieder.

Hans lernt Skilaufen

Von Fritz Zurich, Lehrer.

„Nachher geht es auf den Hang", so singt es unserm Hans im Blut. Die Großen hatten versprochen, ihn mitzunehmen. Endlich ist es so weit. „Auf Wiedersehen!" und hinaus ist er in den glitzernden Schnee. Ja, Hans ist kein Stubenhocker (das seid ihr doch wohl alle nicht), und der Winter mit Eis und Schnee ist ihm genau so lieb wie der Sommer mit Baden und Wandern. „Sitzen deine Schneeschuhe richtig fest? Na, dann los!" Leicht gleiten die anderen voran und unser Hans möchte sich gern anschließen; aber wie? Die langen Bretter an seinen Füßen sind so eigensinnig, immer wollen sie ihren eigenen Weg gehen und — nun liegt er auch noch im Schnee. „Nanu, Hänschen, schon müde?" „Ja, ihr habt gut reden; aber das ist mir ganz egal, unterkriegen laß ich mich nicht." Und Hans trappste weiter. „Nein, so wird das nichts. Du darfst doch nicht gehen. Der Schneeschuh bleibt immer hübsch am Boden. Nicht heben! Siehst du, so ist's schon besser. Aber nun sieh einmal genau her! Den Körper mußt du nach vorn fallen lassen und gleichzeitig das eine Bein mit gebeugtem Knie vorschieben, versuche dabei, den Ski (Schi) mit dem gebeugten Knie noch etwas vorzudrücken. (Abb. 1.) So, nun wieder vorfallen, das andere Bein nachziehen. Nein, nicht abstoßen! Immer gleiten. Schneeschuhe so eng wie möglich zusammen! Na also, das wäre doch gelacht, wenn so ein Junge wie du das nicht fertigbringen wollte!" Ja, das dachte sich Hans auch. Und es geht immer besser. Aber seine Sehnsucht gilt dem Hang. Endlich! Schon sausen die anderen den Berg hinunter. Hans sieht ihnen mit großen Augen nach. „Fein sieht das aus, so ruhig und leicht und doch kraftvoll. Na, probieren wir's halt auch einmal. Eins hatte er noch gesehen: Die Ski so eng wie möglich zusammen, und die Knie etwas gebeugt. (Abb. 2.) „Abfahrt!" Schon wollte er jubeln, da wühlte er aber auch schon ein Loch in den Schnee.

„Aufstehen! Hans.“ Ja, er möchte wohl, wenn nur die langen Hölzer nicht wären. „Immer die Schneeschuhe nebeneinander und

1. Heben in der Ebene.

quer zum Hang. Nein, nicht nach oben, da fällst du immer wieder, sondern unter den Körper. Das geht nicht? Ja, da hilft es nichts, dann mußt du dich auf den Rücken legen. So! jetzt die Schneeschuhe quer zum Hang. Beine anziehen, und nun hoch!“ (Abb. 3.) „Uff,“ meinte Hans, „das Aufstehen ist schwerer als das Hinpurzeln.“ „Na na, auch das richtige Fallen will gelernt sein.“ Hans lachte. „Aber jetzt komme ich hinunter!“ Er kam hinunter, nämlich nach 5 Metern wieder in den Schnee. Oben stand sein Freund und lachte ihn aus: „Aber Hans, ein Skifahrer ist doch kein Sägebock.“ „Was denn? Sägebock?“ „Du bist doch sonst kein so steifer Junge, oder hast du etwa heute ein Lineal verschluckt? Alles locker! auch die Hüften. In den Knien

2. Abfahren.

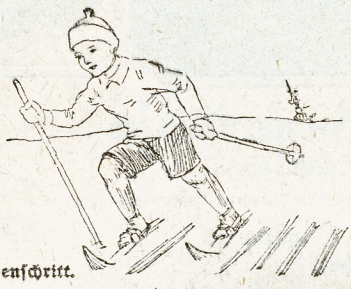
federn, nicht nach hinten legen, sondern ein klein wenig nach vorn, sonst — —“ da war aber Hans auch schon fort, er hatte genug gehört und konnte es nicht mehr erwarten. Und wirklich, jetzt schwenkt er jubelnd seine Mütze, die Abfahrt war gelungen.

Freudestrahlend geht es bergauf. „Halt! halt!“ Es war aber nichts mehr zu halten, die Ski wollten rückwärts nochmal hinunter, und Hans mußte hinterdrein — in den Schnee hinein. Er überlegte: „Das war natürlich dumm von mir, zu denken, daß es bergaufwärts genau so gemacht werden müsse wie in der Ebene. Das geht wohl, wenn der Hang nicht steil ist, aber hier — doch halt —“ Hans war unterdessen aufgestanden und stand quer zum Hang — „wenn ich nun so quer weitersteige?“ „So ist's richtig, Hans, das ist der Treppenschritt.“ (Abb. 4.) Und tatsächlich, die Spur sah aus wie Treppenstufen. „Du kannst aber auch im Zickzack gehen Hans, du weißt doch, so wie die Straßen (Serpentinen) im Gebirge.“ „Aber was ist denn das nun wieder? Da kommt doch einer am Hang gerade herauf.“ Hans sieht genau hin. „Ski hochheben und schräg aufwärts setzen (nach außen), dabei auf der Innenkante aufkanten. (Ja, da kann man allerdings nicht rutschen.)

3. Aufstehen.

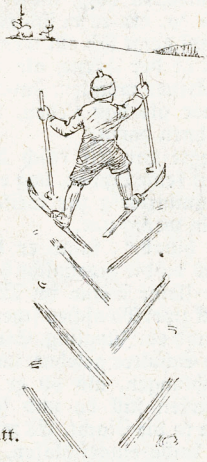
Jetzt genau so nach der anderen Seite, dabei X-Beine machen.“ „Das muß ich doch gleich einmal probieren.“ „Seht einmal an, der Hans kann schon beinah den Grätenschritt.“ (Abb. 5.) Und nun hättet ihr ihn sehen sollen: Mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen übte er am Hang und jauchzte seine Freude in den prächtigen Wintertag. Wenn es auch noch manchmal ein Loch im Schnee gab, das machte erst recht Spaß. „Achtung, Hans, da unten ist ein Graben!“ „Ach was, da springe ich drüber.“ Er war schon ganz übermütig geworden vor Freude und sauste los. Diesmal ging es aber nicht so einfach. Der Graben kam näher und näher, die Bretter wollten und wollten nicht stehen bleiben, und einen Bogen brachte er doch auch noch nicht; bums, da saß er im Schnee. (So kann man auch anhalten.) „Na, immer noch besser im Schnee als in dem kalten

Wasser," dachte er, „brr. Mit dem Abfahren allein ist es also doch noch nicht getan, erst muß ich mindestens noch das Bremsen und



4. Treppenschritt.

das Bogenfahren lernen. Bitte, zeigt mir doch einmal das Bremsen." „Ach, du meinst wohl den Schneepflug?" „Schneepflug?" überlegte Hans. „Ja, den habe ich schon oft auf der Straße gesehen. Vorn spitz und hinten breit. Manchmal sogar vier Pferde davor, weil es so schwer ging. Natürlich, wenn man einen solchen Pflug machen könnte, muß es bremsen, das ist mir klar." Und es war auch so. „Spitzen zusammen, Hinterenden auseinander! Absätze fest aufsetzen! Das Körpergewicht gleichmäßig auf beiden Ski! (Abb. 6.) Knie x-beinig nach innen beugen, die Ski ganz leicht gleichmäßig kanten!



5. Grätenschritt.

Nicht so steif, Hans, immer locker! Körper nach vorn, nicht so sehr kanten!" Hans hörte es nicht mehr, er mußte sich den Schnee abklopfen. Es ist eben kein Meister vom Himmel gefallen, aber Uebung macht den Meister. Der Schneepflug ist gar nicht so einfach, und so ganz richtig brachte ihn Hans auch noch nicht, aber etwas anderes lernte er dabei. Wenn er nämlich das Körpergewicht mehr auf einen Ski verlegte, dann entstand von selbst ein Bogen. (Abb. 7.) „Herrlich", dachte er, „jetzt brauche ich nicht mehr so zu fahren, wie die Bretter wollen, nun habe ich auch ein Wörtchen mitzureden." Er hat sich aber noch öfter mit seinen Brettern streiten müssen, die durchaus nicht immer nach seinem Kopf wollten. „Hans, abgeblasen! es geht nach Hause." „Ach, schon?" — Während der Heimfahrt lauschte er innerlich jubelnd den Berichten von Winterfahrten im Gebirge. Er erlebte sie mit, die Entdeckungsfahrten im verschneiten

6. Schneepflug.

Märchenwald und die sausenden Abfahrten auf Bergwiesen und Waldschneisen. Eins nahm er sich vor, wenn er größer wäre, dann wollte er sein Geld nicht unnütz vertändeln, nein, er wollte es sparen, dann würde er sich ein Paar richtige Ski kaufen und auch einmal eine solche wundervolle Fahrt ins verschneite Gebirge mitmachen. Er hat sein Wort gehalten, und nun kennt er nichts Schöneres als seine Skifahrten. Vielleicht erzählt er euch ein andermal etwas davon.

7. Stemmbogen.

Die Abenteuer der Biene Maja.

Waldemar von Bonsels.

(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco“ besonders bearbeitet vom Verfasser.)

Siebentes Kapitel (Fortsetzung).

Die Elfenfahrt.

„Oh,“ rief sie, „sieh, ein Stern ist gefallen! Nun irrt er umher und kann seinen Platz am Himmel nicht wiederfinden.“

„Es ist ein Glühkäferchen,“ sagte der Blumenelf ernst.

Da merkte Maja trotz ihres Erstaunens zum erstenmal, warum ihr der Elf so liebevoll erschien. Er lachte niemals über ihre Unkenntnis, sondern er half ihren armen Gedanken, wenn sie sich nicht zurechtfinden konnte.

„Es sind seltsame Tierchen,“ fuhr der Elf fort, „sie tragen ihr eignes Licht durch die laue Nacht umher, so beleben sie das Dunkel unter den Kuppeln der Büsche, wohin der Mond nicht dringt, und finden einander leicht. Später sollst du einen kennen lernen, wenn wir zu den Menschen kommen.“

Maja wollte wissen weshalb.

„Gleich wirst du es sehen,“ sagte der Blumenelf.

Sie waren inzwischen an einer Laube angekommen, die über und über von Jasmin und Gaisblatt bewachsen war. Sie ließen sich dicht am Boden nieder, ganz in der Nähe der Laube, aus der ein leises Flüstern kam. Der Blumenelf winkte ein Glühkäferchen. „Sei so gut,“ bat er den Kleinen, „leuchte ein wenig, wir müssen hier durch die dunklen Blätter hindurch, um in das Innere der Jasminlaube zu dringen.“

„Aber dein Schein ist ja viel heller als meiner,“ sagte der Glühkäfer.

„Ich muß mich in ein Blatt einhüllen,“ erklärte der Elf, „sonst sehen die Menschen mich und sie würden erschrecken. Wir Elfen erscheinen den Menschen nur in ihren Träumen.“

„Das ist etwas anderes,“ sagte der Glühkäfer. „Ich werde tun, was ich kann. Wird das große Tier, das du bei dir hast, mir nichts zuleide tun?“

Der Elf schüttelte den Kopf, und der Glühkäfer glaubte ihm gleich. Nun nahm der Elf ein Blatt und wickelte sich sorgfältig hinein, sodaß sein weißes Kleid nirgends durchschimmerte. Dann pflückte er eine kleine blaue Glockenblume, die er im Gras fand, und setzte sie wie einen Helm auf sein leuchtendes Haar. Nun war nur sein weißes Gesicht zu sehen, das so klein war, daß sicher niemand es entdeckt hätte. Er bat den Glühkäfer, sich auf seine Schulter zu setzen und sein Lämpchen an der einen Seite mit dem Flügel ein wenig abzudämpfen, damit es die Augen nicht blendete. Dann nahm er Majas Hand und sagte: „Nun komm. Am besten klettern wir hier empor.“

Die kleine Maja dachte an das, was der Elf vorhin erzählt hatte, und fragte, während sie in den Ranken aufwärts stiegen: „Träumen die Menschen, wenn sie schlafen?“

„Nicht nur dann,“ sagte der Elf, „sondern sie träumen zuweilen auch, wenn sie wachen. Dann sitzen sie da, etwas in sich zusammengesunken, ihr Kopf neigt sich ein wenig, und ihre Augen suchen in der Ferne, als ob sie bis in den Himmel schauen möchten. Immer sind ihre Träume schöner als das Leben, deshalb erscheinen wir ihnen darin.“

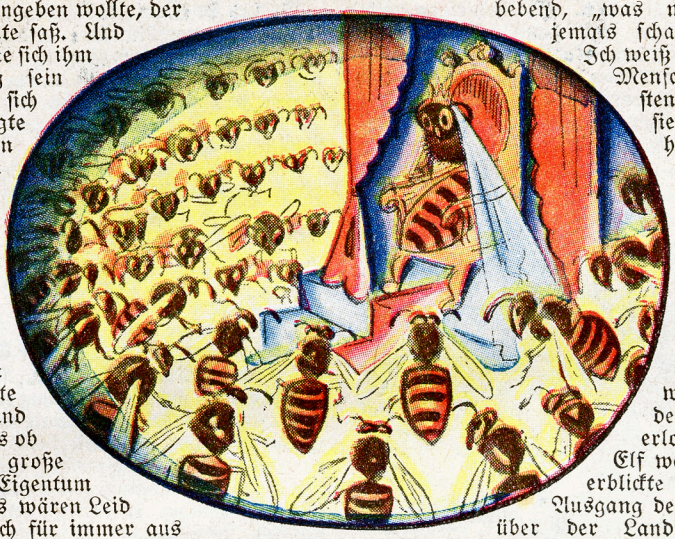
Aber da legte der Elf rasch das winzige Fingerchen auf seine Lippen, bog einen kleinen blühenden Jasminzweig zur Seite und schob dann Maja ein wenig vor.

„Sieh nun hinab,“ sagte er leise, „dort findest du, was du dir gewünscht hast.“

Da sah die kleine Biene im Mondschatten auf einer Bank zwei Menschen sitzen. Es waren ein Mädchen und ein Jüngling. Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, und sein Arm hielt sie umschlungen, als ob er sie schützen wollte. Sie saßen still da und schauten mit großen Augen in die Nacht. Es war so ruhig, als wären sie beide eingeschlafen, nur in der Ferne hörte man die Grillen, langsam, langsam wanderte das Mondlicht in den Blättern.

Die kleine Maja sah voll Entzücken in das Gesicht des Mädchens. Obgleich es bleich und traurig erschien, lag doch ein Schimmer von großem Glück darüber, der wie ein heimliches Leuchten war. Ueber den großen Augen ruhte goldenes Haar, wie auch der Elf es hatte, und auf dem Haar lag der Himmelsschein der

Sommernacht. Von ihren roten Lippen, die ein klein wenig geöffnet waren, ging ein Hauch von Wehmut und Seligkeit, als ob sie alles, was ihr eigen war, zum Glück des Mannes dahingeben wollte, der an ihrer Seite saß. Und nun wandte sie sich ihm zu und zog sein Haupt zu sich nieder und sagte etwas, das ein Lächeln in sein Gesicht zauberte, wie Maja nie geglaubt hatte, daß ein Wesen der Erde lächeln könnte. In seinen Augen strahlte ein Glück und eine Kraft, als ob die ganze, große Erde sein Eigentum wäre und als wären Leid und Ungemach für immer aus der Welt gebannt. — Es verlangte Maja nicht danach zu wissen, was er dem Mädchen antwortete. Ihr Herz zitterte, als sei die Seligkeit, die von den Menschen unter ihr ausging, auch ihr Eigentum. „Nun habe ich das Herrlichste gesehen", flüsterte sie bebend, „was meine Augen jemals schauen werden. Ich weiß nun, daß die Menschen am schönsten sind, wenn sie einander liebhaben." Sie wußte nicht, wie lange sie so still und in Schauen versunken hinter den Blättern gesessen hatte. Als sie sich umwandte, war der Schein des Glühkäfers erloschen, und der Elf war fort. Da erblickte sie durch den Ausgang der Laube, fern über der Landschaft einen schmalen, roten Lichtstreifen am dunklen Horizont.



Achtes Kapitel.

Die Räuberburg.

Ach, wie froh hatte dieser Tag begonnen und wie voller Angst und Schrecken sollte er enden. Maja hatte sich in einem Garten, in der weißen Blütendolde eines Holunderbusches versteckt, der sich über eine alte Wassertonne neigte, als sie neben sich jemand seufzen hörte. Sie drehte sich um und erblickte das sonderbarste Tier, das ihr jemals begegnet war. Auf den ersten Blick glaubte sie, daß es mindestens hundert Beine an jeder Seite hatte. Es war wohl dreimal so lang wie sie selbst, aber schmal und niedrig und ohne Flügel.

„Himmel noch mal!" rief Maja erschrocken, „Sie müssen aber laufen können."

Der Fremde sah sie nachdenklich an.

„Ich zweifle daran," sagte er, „es könnte besser sein. Aber wer sind denn Sie?"

Maja stellte sich vor.

Der andere nickte. „Ich bin Hieronymus," sagte er, „von der Familie der Tausendfüßler, die überall Bewunderung erregt, denn es gibt keine Tiere, die annähernd unsere Beinzahl aufzuweisen haben."

„Haben Sie Familie?" fragte Maja.

„Nein, meine Gute. Ich ernähre mich und zweifle."

„Ach, woran zweifeln Sie denn?"

„Es ist mir angeboren," entgegnete der Fremde, „ich muß immer zweifeln."

Maja sah ihn groß mit erstaunten Augen an.

„Ich zweifle auch daran," fuhr Hieronymus fort, daß Sie sich hier einen günstigen Ort zum Aufenthalt ausgesucht haben. Wissen Sie nicht, was drüben in der großen Wiese liegt? Dort liegt die Hornissenstadt."

Maja wäre fast von der Blütendolde gefallen, so furchtbar erschrak sie. Sie wurde totenblaß, und zitternd fragte sie, wo die Stadt läge.

„Dort, der Starenkasten im Gebüsch der Wiese. Das sollten Sie eigentlich wissen, denn soviel ich beobachtet habe, stellen diese Räuber auch Bienen nach."

Maja hörte kaum zu. „Ich muß fort," rief sie, „so rasch als möglich."

Aber da klang hinter ihr ein lautes, böses Lachen, und gleich darauf fühlte sich die kleine Maja so energisch am Kragen gepackt, daß sie meinte, ihr Genick sei gebrochen. Nie in ihrem Leben hat sie dieses Lachen vergessen können. Es klang wie ein Hohngelächter aus der Finsternis, und ein grauenerregendes Klirren von einem Panzer mischte sich hinein.

Hieronymus ließ sich mit allen Beinen zugleich los und purzelte durch die Zweige in die Wassertonne.

„Ich zweifle daran, daß es gut geht", rief er, aber das hörte die arme kleine Biene nicht mehr.

Sie konnte sich anfangs kaum umkehren, so fest wurde sie gehalten. Sie sah einen goldgepanzerten Arm und dann plötzlich über sich einen ungeheuren Kopf mit fürchterlichen Zangen und erkannte, daß sie sich in den Fängen einer Hornisse befand. Das schwarz und gelb getigerte Ungeheuer war wohl viermal so groß wie sie selbst.

Endlich löste sich ihre Stimme und sie schrie so laut um Hilfe, als sie konnte.

„Laß doch, Kerlchen," meinte die Hornisse mit einer ganz unausstehlichen Freundlichkeit und lächelte Maja böse an. „Es dauert nur so lange, bis es vorüber ist."

„Lassen Sie mich los," schrie Maja, „oder ich steche Sie ins Herz."

Sie geriet in furchtbare Wut. Mit Aufwendung aller ihrer Kräfte drehte sie sich herum, stieß einen hellen, hohen Kampfruf aus und richtete ihren Stachel der Hornisse mitten auf die Brust. Aber da geschah das angsterregende Wunder, daß ihr Stachel sich umbog, ohne einzudringen. Er prallte am Panzer des Räubers ab. Die Augen der Hornisse funkelten vor Zorn. „Ich könnte dir jetzt deinen Kopf abreißen, Kleine, um dich für diese Unverschämtheit zu strafen," sagte sie grimmig, „aber so einen fetten Bissen, wie du es bist, bringt man der Königin, wenn man ein guter Soldat ist."

Und sie flog mit Maja in die Luft empor und gerade auf die Räuberburg zu.

Nein, das ist zuviel, dachte die arme Biene, das hält niemand aus. Und sie verlor die Besinnung. — —

Als sie nach längerer Zeit aus ihrer Betäubung erwachte, war es um sie her schwül und dämmerig, und die Luft war von einem scharfen, durchdringenden Geruch erfüllt, der ihr schrecklicher erschien, als alles, was sie kannte. Langsam besann sie sich, und eine lähmende Traurigkeit sank in ihr Herz.

„Noch bin ich nicht gefressen," sagte sie zitternd, „aber es kann jeden Augenblick stattfinden."

Durch die Wände ihres Kerkers vernahm sie deutlich Stimmen. Nun sah sie auch, daß ein wenig Licht durch eine schmale Spalte fiel, erkannte langsam ihre Umgebung und erstarrte beinahe vor Schreck, als sie ringsumher Tote liegen sah. Ueberall lagen Flügel und Panzerdecken hingemordeter Bienen.

„Ach, daß mir dies geschehen mußte," wimmerte Maja, und von Todesangst getrieben kroch sie an den kleinen Spalt und schaute hindurch.

Da sah sie einen großen Saal, der ganz mit Hornissen angefüllt war und der von einer großen Anzahl von gefangenen Glühkäfern auf daß prächtigste erleuchtet wurde. Auf einem Thron inmitten der Ihren saß die Königin. Es schien eine wichtige Beratung stattzufinden, Maja verstand jedes Wort.

Wenn ihr nur diese glitzernden Ungeheuer nicht solch unsägliches Entsetzen eingeflößt hätten, sie würde sicher über ihre Kraft und Pracht in Entzücken geraten sein. Mit Staunen sah sie den Prunk der goldenen Panzer, die den ganzen Leib hinunter mit herrlichen schwarzen Schienen verziert waren.

Ein Wächter ging an den Wänden des Saales umher und forderte die Glühkäfer auf, aus Leibeskräften zu leuchten. Er tat es leise und drohend, um die Beratung nicht zu stören, stieß mit einer langen Stange nach ihnen und zischte jedesmal: „Leuchte, sonst freß ich dich!" Es war ganz fürchterlich, wie es in der Hornissenburg zuging. Da hörte Maja die Hornissenkönigin sagen: „Also bleibt es bei unserer Abmachung: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang versammeln sich die Krieger. Die Stadt der Bienen im Schloßpark wird überfallen. Der Stock wird ausgeraubt und möglichst viele Gefangene werden gemacht.

Wer Helene die Achte, die Bienenkönigin, gefangennimmt und mir lebendig überliefert, wird in den Ritterstand erhoben. Haltet euch tapfer und bringt mir gute Beute heim, und nun begebt euch zur Ruhe."

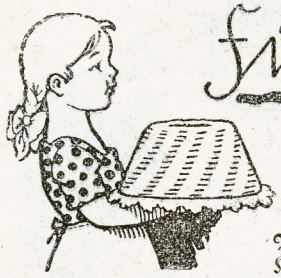
Sie erhob sich nach diesen Worten und verließ mit ihrem Gefolge den Saal.

Die kleine Maja hätte bald laut aufgeweint.

„Mein Volk", schluchzte sie, „meine Heimat! Ach, wäre ich gestorben, ehe ich dies hören mußte. Niemand wird die Meinen warnen, sie werden im Schlaf überfallen und ermordet. O du lieber Gott, tu ein Wunder, hilf mir und meinem Volk aus unserer Not."

Im Saal wurden die Glühkäferchen ausgelöscht und aufgefressen. Es wurde langsam still in der Burg. An Maja schien niemand mehr zu denken. Langsam kam ein schwaches Dämmerlicht in ihrem Kerker auf. Nie war Maja etwas furchtbarer erschienen, als dies Burgverließ mit seinen Totengerippen.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Mutter

Kochrezepte.

Suppen.

Hirnsuppe. (6 Personen). Zwei Kalbshirne, eine Zwiebel, Petersilie, ein Stückchen „Ramabutterfein", zwei Liter Fleischbrühe, 1½ Eßlöffel „Maizena", 1 Eidotter, ½ Tasse Milch. 2 Kalbshirne werden in laues Wasser gelegt und sorgsam abgehäutet. Sodann werden sie mit einer Zwiebel und etwas Petersilie feingewiegt, in „Ramabutterfein" oder Kalbsnierenfett gedämpft, mit 2 Liter Fleischbrühe oder Kalbsknochenbrühe aufgefüllt, während des Aufkochens mit 1½ Eßlöffel aufgelösten „Maizena" abgerührt durchpassiert und mit einem in Milch oder Sahne zerquirlten Eigelb gebunden. Nicht mehr kochen lassen.

Original „Maizena-Schleimsuppe", vorzüglich für Kinder (6 Personen). Kalbsknochen, 3 Eßlöffel „Maizena", 2 Eidotter, ½ Tasse Milch. Von Kalbsknochen kocht man eine Brühe (Behandlung wie für Fleischbrühe). Nachdem die Brühe durchpassiert, rührt man auf 2 Liter kochende Brühe 3 Löffel in Milch oder Sahne zerquirlten Eidottern. Nicht mehr kochen lassen.

Praktische Winke.

Wer an Frostbeulen leidet, sollte vor Eintritt von Frostwetter vorbeugende Mittel anwenden. Diese bestehen in Hand- oder Fußbädern, die man abends vor dem Schlafengehen (in hartnäckigen oder veralteten Fällen zweimal am Tage) nimmt. Als Zusatz ist eine Abkochung von Nußblättern oder Eichenrinde sehr zu empfehlen. Man nehme die Bäder so heiß, wie man sie ertragen kann und 15—20 Minuten lang. Durch Nachgießen heißen Wassers erhalte man die Temperatur des Bades auf gleicher Höhe. Dann trockne man die betreffenden Glieder ab und reibe mit einem in Kampferspiritus getauchten weißen Flanell-Lappen nach. Ein anderer guter Badezusatz ist gepulvertes Alaun, für Handbäder zwei Eßlöffel, für Fußbäder vier Eßlöffel auf eine Schüssel Wasser. Dauer des Bades: 20 Minuten; danach gutes Einhüllen in weiche Tücher. Vorzüglich ist auch die Anwendung einer aus Hasenfett gewonnenen Salbe, die man nach den Bädern gut in die Haut einreibt.

Gegen Appetitlosigkeit. Man trinke mittags und abends je ½ Stunde vor den Mahlzeiten ein Gläschen Wermutwein. Dieser wirkt anregend auf die Magentätigkeit. 1 Tasse Wermuttee, vor dem Schlafengehen getrunken, leistet vortreffliche Dienste bei Magenschwäche.

Jede Mutter schenkt ihrem Kinde den

Rama-Kalender 1928.

Preis nur 50 Pfennig.

Bestellungen, unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages durch Zahlkarte, sind zu richten an

Verlag: „Rama-Post", Goch (Rhld.). Konto 98 416, Postscheckamt Köln.

Briefkasten

Gretel Felten, Bonn. Verschiedentlich haben wir schon im Briefkasten gesagt, daß der Mount Everest mit seinen 8836 Metern der höchste Berg der Erde ist. Die Alpen sind erforscht, und auch schon mit Flugzeugen überflogen. Es freut uns, daß du unsere Freundin werden willst; wir haben dich gern in unsern Kreis aufgenommen.

Werner Schulze, Senzig. 1) Siehe die Antwort an Gretel Felten, Bonn. 2) Der größte See Asiens, wie überhaupt der größte Binnensee der Erde, ist das Kaspische Meer mit einer Oberfläche von 438 700 Quadratkilometern. Der Aralsee ist der zweitgrößte Binnensee Asiens. Seine Oberfläche beträgt 67 800 Quadratkilometer.

Briefmarkenfreund in Hachenburg. Die schwarze 1 Penny-Marke von Großbritannien ist die erste Briefmarke der Welt. Sie gelangte am 6. Mai 1840 zur Ausgabe. Der Vorschlag, die Briefmarke einzuführen, ging von dem Engländer Hill aus. Die gestempelte Marke kostet heute etwa 5 Mk., dagegen die ungestempelte Marke schon 75 Mk.

Willi Stapel, Magdeburg. Deine erste Frage beantworten wir mit „Nein". Die zweite Frage findest du unter „Briefmarkenfreund, Hachenburg" beantwortet. Eine frühere Beantwortung war uns leider nicht möglich, denn der Briefkasten wird sehr in Anspruch genommen.

Esperanto-Freunde, Radeberg. Aber wir haben doch seit einiger Zeit die interessante „Deutsche Stunde" eingerichtet, die jedem strebsamen Jungen und Mädel gefallen muß. Ueber Esperanto gibt dir Herr Ilmari Federn, Berlin-Grunewald, Caspar-Theyßstr. 25, genaue Auskunft.

Erich Bernheimer, Meinbernheim i. Bayern und Heinz Sprunck, Berlin-Lichtenberg, Wilhelmstraße 58, möchten mit anderen Kindern Briefmarken tauschen. Briefmarkensportler, die sich hierfür interessieren, können unseren Freunden Erich und Heinz schriftlich ihre Wünsche bekannt geben.

Club Vergißmeinnicht, Wedel. Sobald das Frühjahr naht, bekommt ihr einen Blütenaufsatz. Am Rhein wird es euch sicher gut gefallen haben, denn da ist es ja sehr schön. Aber die Rama-Post gibt es nicht nur im Rheinland, sondern im ganzen deutschen Vaterlande bekommt ihr beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" die „Rama-Post" gratis. Euch und den lieben Eltern freundliche Grüße.

Nesthäkchen Hedi, Castrop-Rauxel. Die Badezeit ist nun schon längst vorbei und statt Blumen und Sonne gibt es jetzt Eis und Schnee. Aber der Wintersport ist auch fein. Oder steckst du den ganzen Tag hinter dem Ofen. Fips hat seinen Schlitten auch „klar" gemacht und macht stets einen Freudensprung, wenn sich ein dürftiges Schneeflöckchen blicken läßt. Schnee heil!

Stein der Weisen, Fürstenberg. Das Alte Testament und das Neue Testament sind beide von den Engländern in Esperanto übersetzt worden. In England gibt es sogar eine Esperanto-Bibel. Das Wort Radio, welches heute so oft gesprochen wird, leitet sich vom lateinischen radius = der Strahl her.

Aus Raummangel müssen wir uns begnügen, folgenden Lesern und Leserinnen an dieser Stelle vielen Dank und herzliche Grüße zu sagen:

Gustav Schreiber, Godesberg; Anny Lennemann, Wanne Eickel; Josef Orth, Wahn (Rhld.); Brendel Otto, Burkersroda; Karl Wenzel, Schwarzfeld; Werner Buchholz, Rosenthal; Günther Gohlke, Rosenthal; Gertrud Brede, Flinden b. Fulda; Josef Schneider, Conz a. d. Mosel; Erfriede Rolshausen, Kl.-Altenstädten; Leo Mannheims, Schaufenberg a. Alsdorf; Rudi Mussak, Madlow Nr. 60 b. Cottbus; Willi Thiesen, Küdinghoven.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.).